

Joachim Küchenhoff (Hg.)

# **Selbstzerstörung und Selbstfürsorge**

Reihe »edition psychosozial«

Psychosozial-Verlag

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme  
**bstzerstörung und Selbstfürsorge** / Joachim Küchenhoff (Hg.).  
 - Gießen : Psychosozial-Verl., 1999  
 (Reihe „Edition psychosozial“)  
 ISBN 3-932133-87-0

© 1999 Psychosozial-Verlag  
 Friedrichstr. 35, 35392 Gießen  
 Tel.: 0641/77819, Fax: 0641/77742  
 e-mail: psychosozial-verlag@t-online.de  
 Alle Rechte, insbesondere das des auszugsweisen Abdrucks  
 und das der fotomechanischen Wiedergabe, vorbehalten.  
 Umschlagabbildung: Mathias Prechtel, Adams Wunde  
 Umschlaggestaltung: Atelier Warminski, Büdingen  
 Druck: WB-Druck, Rieden am Forggensee  
 Papier: Werkdruck, säurefrei und alterungsbeständig  
 ISBN 3-932133-87-0

## Inhaltsverzeichnis

<i>Joachim Küchenhoff</i> Einleitung.....	7
<i>Edzard Visser</i> Der Selbstmord in der Antike.....	11
<i>Katharina Simon-Muscheid</i> Formen der Soziabilität und Kriminalisierung der Trunkenheit (13. bis 17. Jahrhundert).....	44
<i>Emil Angehrn</i> Selbsterhaltung – Selbststeigerung – Selbstzerstörung. Motive neuzeitlicher Subjektivitätsphilosophie.....	54
<i>Albrecht Grözingen</i> „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst“ Fremdfürsorge und Selbstfürsorge als Thema protestantischer Theologie.....	75
<i>Karl Pestalozzi</i> „Entsagung“ bei Goethe – ein Akt der Selbstfürsorge?.....	90
<i>Hartmut Raguse</i> Süße Vernichtung – Selbstzerstörung als Selbstfürsorge.....	108
<i>Ueli Mäder</i> Gesellschaftliche Bedingungen der Selbstdestruktion und Emanzipation: Was verliere ich, wenn ich nicht gewinne?.....	121
<i>Günter Stratenwerth</i> Selbstzerstörung als Problem des Rechts.....	132
<i>Joachim Küchenhoff</i> Die Fähigkeit zur Selbstfürsorge – die seelischen Voraussetzungen.....	147
<i>Raymond Battegay</i> Autodestruktion – eine Widerlegung der Freudschen Todestriebtheorie.....	165
<i>Raymond Battegay</i> Die (therapeutische) Gruppe als Milieu der Selbstverwirklichung.....	186

<i>Brigitt Böni Wymann und Cordula Olshausen</i> Selbstfürsorge durch Kreativität: Kunsttherapie und Psychotherapie.....	207
<i>Udo Rauchfleisch</i> Zum therapeutischen Umgang mit Selbstzerstörung und Selbstfürsorge.....	227
<i>Michael Fithal</i> Drogenkonsum als Form der Selbstfürsorge.....	239
<i>Annemarie Pieper</i> Läßt sich der Suizid ethisch rechtfertigen?.....	257
<i>Anton Hügli</i> „Selbstsorge“ – ein zentraler Begriff der Antike und sein heutiger Stellenwert in Pädagogik und Philosophie.....	274
<i>Dieter Bürgin</i> Todes- und Lebenskonzept als Basis selbstzerstörerischer oder fürsorglicher Akte bei Kindern und Jugendlichen.....	299
Autorinnen und Autoren.....	315
Index.....	317

## Gesellschaftliche Bedingungen der Selbstdestruktion und Emanzipation: Was verliere ich, wenn ich nicht gewinne?

Ueli Mäder

Als ich zur Welt kam, waren andere schon da. Andern geht das auch so. Menschen sind soziale Wesen. Wir können uns nicht aus uns selbst erklären. Das Umfeld spielt mit. Aber wie? Ich gehe der Frage nach, wie gesellschaftliche Bedingungen die Selbstdestruktion und Emanzipation beeinflussen. Selbstdestruktion verstehe ich als Gewalt gegen sich selbst. Sie kann latend vorhanden sein und sich mehr psychisch äußern. Oft manifestiert sie sich physisch. Emanzipation ist hingegen ein Prozeß der Befreiung, der einseitige Abhängigkeiten mindert, sich nicht auf Kosten anderer realisiert und eine Übereinstimmung mit sich selbst anstrebt. Das Bewußtsein, daß die Gesellschaft unser Verhalten prägt, entlastet mich einerseits davon, mir alles anzulasten, was gesellschaftlich mitverursacht ist; andererseits kann ich mir auch nicht nur auf die eigene Schulter klopfen, wenn mir etwas gut gelingt. Und wenn ich mich über andere ärgere, ist es manchmal schmerzlich, mit etwas Distanz zu sehen, Teil desselben Systems zu sein und die Kritik auch an die Adresse des eigenen Schattens zu richten.

Die Ellbogengesellschaft fördert eine Sieger-Mentalität, die bis unter die Bettdecke reicht und destruktive Anteile hat. Darauf bezieht sich meine Frage: Was verliere ich, wenn ich nicht gewinne? Die Antwort hat etwas mit dem zu tun, was Konstantin Wecker singt: Glücklich ist, wer ohne siegen lächeln kann; oder frei nach Christa Wolf (Kassandra): Wenn Ihr aufhören könnt zu siegen, werdet Ihr nicht untergehen. Ich versuche in meinem Beitrag, die sozialen Bedingungen mit dem persönlichen Verhalten zu verknüpfen, das nie ganz privat ist. Ich gehe vom sozialen Wandel aus und frage, wie sich insbesondere die Individualisierung, Flexibilisierung und einseitige

Erwerbsorientierung auf die Selbstdestruktion auswirken. Die ausgewählten Beispiele veranschaulichen das. Sie weisen auch auf die Bedeutung der Sozialisation hin. Am Schluß skizziere ich, was Prozesse der Emanzipation beinhalten könnten.

## 1. Neue Risikolagen

Was prägt unsere Gesellschaft? Wie verändert sie sich? Ich erwähne zunächst wichtige Trends: Innerhalb eines Jahrhunderts haben sich in der Schweiz die Lebenserwartung fast verdoppelt, die durchschnittliche Erwerbszeit halbiert und die Realeinkommen verachtfacht. Die Chancen, Lebensqualität zu verwirklichen, sind für viele Menschen relativ gut, aber bedroht. In der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts verbreitete sich eine optimistische Grundhaltung. Technologische Erneuerungen verstärkten den Glauben an das Machbare. Die Bewältigung von Notlagen schien eine Frage der Zeit zu sein. Eine gründliche Ausbildung galt als Garant für persönlichen Erfolg. Seit den rezessiven Einbrüchen halten jedoch Teile der unteren Löhne mit den steigenden Lebenskosten nicht mehr Schritt. Die Rationalisierung der Produktion erhöht die Erwerbslosigkeit und den Drang zur Flexibilisierung.

Um Standortvorteile zu ergattern, sollen die Arbeitskräfte billiger und mobiler werden. Gesamtarbeitsverträge werden geschwächt, Lohnnebenkosten gesenkt, Versicherungen privatisiert, die Schicht-, Nacht- und Sonntagsarbeit ausgeweitet. Das macht Angst. Während sich die beruflichen Aussichten verschlechtern, nimmt der Selektionsdruck zu. Das verstärkt die Ellbogen-Mentalität sowie die „no future“-Haltung. Die Konkurrenz animiert und lähmt. Die Stärkeren setzen sich durch. Soziale Gegensätze verschärfen sich. Seit den rezessiven Einbrüchen vergrößert sich die Kluft zwischen Arm und Reich. Fünf Prozent der privaten Steuerpflichtigen verfügen in der Schweiz über gleichviel Nettovermögen wie der große Rest. Obwohl die Zahl der Erwerbslosen, Einkommensschwachen, Alleinlebenden und Alleinerziehenden zunimmt, orientiert sich die soziale Sicherung an „Normbiographien“. Sie stützt sich auf Voraussetzungen wie klassische Familienhaushalte und

Vollbeschäftigung ab, die je länger desto weniger anzutreffen sind. So entstehen neue Risikolagen. Die Individualisierung bringt uns zwar mehr persönliche Entscheidungsfreiheiten, bedeutet aber auch Vereinzelung. Sie erhöht die Anforderungen an die Individuen. Die vielfältigen Erwartungen der pluralistischen Gesellschaft verstärken das persönliche Streßempfinden und die Verunsicherung.

## 2. Ich arbeite, also bin ich

Die Erwerbsarbeit hat in unserer Gesellschaft einen hohen Stellenwert. Sie ist für die äußere Anerkennung und Integration wichtig. Viele Männer orientieren sich stark an der Außenwelt. Das ist ihre Domäne. Sie zählt. Wer eine terminbefrachtete Agenda hat, ist höher im Kurs, als einer, der sich Zeit fürs Kochen nimmt. Daß bei der oft einseitigen Ausrichtung soziale Fähigkeiten verkümmern, scheint vordergründig verkraftbar zu sein. Das Prestige und der finanzielle Verdienst helfen über viele Unstimmigkeiten hinweg. Und die Gesellschaft definiert mit, was ein richtiger Mann, „Ernährer“ oder „Familienvorstand“ ist. Zwar soll der derzeitige Wandel die immateriellen Werte und die Sozialkompetenz stärker in den Vordergrund rücken. Nach wie vor gilt aber: Zeit ist Geld. Und: Ich arbeite, also bin ich. Das treibt die Menschen vorwärts und auseinander. Die folgenden Beispiele mögen das veranschaulichen.

- Herr A. hat das halbe Leben viel dafür getan, jemand zu werden, den er selber gar nicht recht mag. Er hat sich vorwiegend um sein Prestige gekümmert, um „papierene Anerkennung“, wie er heute sagt. Er hat „trotz Schlaflosigkeit noch mehr Pflichten übernommen“ und sich – „contre coeur“ – in weitere Kommissionen wählen lassen. Er hat „eigentlich erst richtig realisiert, Kinder gehabt zu haben, als sein Sohn und seine Tochter von zu Hause ausgezogen sind“. Später will er sich „mehr Zeit für die Großkinder nehmen“.

- Herr B. sagt: „Sitzungen vergesse ich nie, das Einkaufen ab und zu schon“. Er hält die unschätzbare Hausarbeit für nicht so wichtig. Ist seine Frau abwesend, kocht er sich nichts. Das lohnt sich nicht.

- Herr C. läuft nach seiner Pensionierung wie ein Löwe im Käfig hin und her. Wenn seine Frau telefoniert, will er wissen mit wem und ob es denn so lange sein müsse. Mittlerweile geht es ihm besser. Er hilft in einem Kleinunternehmen aus und hat wieder eine Agenda mit geschäftlichen Terminen.

- Herr D. ist ein angesehener Manager. Er will nicht über seinen zweiten Herzinfarkt reden, sondern „nur noch vorwärts schauen“ und sich auf seinen Job konzentrieren. So ist der dritte Infarkt vorprogrammiert. Der erfolgreiche Manager darf sich nicht ausruhen. Das gäbe den Konkurrenten Auftrieb.

Wir machen von Kindesalter an die Erfahrung, von vermeintlichen Schwächen anderer zu profitieren. Die rivalitätsbezogene Sozialisation ist ein Nährboden für Ressentiments, die einen selber vergiften. Hinderlich ist auch unsere Schubladenkultur. Sie veranlaßt uns zu übermäßiger Selbstzensur. Wir sind rasch verortet. Das macht Fehler bedrohlich. Wir sagen lieber Nichts als etwas Falsches. Wir halten das, was uns kulturell prägt, für natürlich. Der erwähnte Manager ist stolz darauf, weiterhin morgens um fünf Uhr aufzustehen und der erste im Büro zu sein. Über den Infarkt mag er nicht reden. Das war eine ärgerliche Störung, eine Niederlage, die es mit viel Fleiß auszumerzen gilt. Herr D. versucht die Probleme mit denselben Mitteln zu bewältigen, die sie mitverursacht haben. Und schon brüstet er sich damit, ein halbes Jahr lang keinen Tag krank gewesen zu sein. Krankheit gilt als Schwäche, nicht als gesunde Reaktion des Körpers, die eintritt, wenn die Seele nicht mehr mitkommt.

### 3. Hart sein

Knaben lernen, auf die Zähne zu beißen, sich keine Blöße zu geben, nicht zu weinen, keine Gefühle zu zeigen und Angst vor Nähe zu kaschieren. Sie glauben cool und sich selbstentfremdend das ablehnen zu müssen, was sie als eigen erleben. Sie identifizieren sich mit ihren erwerbsfixierten Vätern, die oft abwesend sind und idealisiert werden. Die Erziehung zum Hart-sein macht gleichgültig gegen den Schmerz, gegen sich und andere. (Richter 1975) Die Selbstdestruktion paart sich teilweise mit Formen der Aggression,

die stärker nach außen treten. Zum Leiden vieler Männer gehört, daß sie nicht leiden dürfen. Wer, hungrig nach Erfolg, immer unter Aktivitätsdruck steht, ist zum Herzinfarkt disponiert. Seine Persönlichkeit entspricht dem supermännlichen Idealbild der Leistungsgesellschaft: Die Risikopersönlichkeit hat die Tendenz, sich stets als gesund, fit und stark darzustellen. Die Superaktivität ist mehr ein rivalitätsbedingtes Zwangsverhalten als ein Zeichen von Kraft und Unternehmungslust. Was helfen könnte, macht Angst. So halten viele Männer an den Normen der expansionistischen Konkurrenz- und Wachstumsgesellschaft fest. Sie verteidigen die illusionären Vorbilder ihrer äußeren Angepaßtheit.

Das idealistische Autonomieverständnis reproduziert die narzißtischen Allmachtsträume der aufstrebenden Technisierung. Die Produktivität verwandelt sich in Destruktivität. Ein Ausbrechen ist schwierig. Wir hängen von der polizeilichen Meldung bis zur Steuererklärung in bürokratischen Systemen. (Schmidbauer 1985) Leistung und Anpassung treten an die Stelle des Gefühlsausdrucks. Parallel dazu regiert die Öffentlichkeit immer weiter in die Intimsphären hinein. Doch wenn die Normerfüllung zum wichtigsten Inhalt des Lebens wird, gerät die emotionale Basis in Gefahr. Partnerbeziehungen müssen im Zeichen der Individualisierung immer mehr Druck auffangen, was zu Überforderung führt. Die Isolation der Menschen voneinander und die Beschleunigung aller Lebensvorgänge schüren das Aggressionspotential. (Bastian 1996) Die Gewaltbereitschaft macht sich besonders in städtischen Ballungszentren bemerkbar, wo sich die Lebensräume verengen. Der Prozeß, der das Gemeinwesen immer stärker strukturiert und reguliert, isoliert die Individuen voneinander. Er bürdet ihnen ein höheres Maß an Selbstzwang und Affektkontrolle auf.

#### 4. Opfer bringen

Wie sich die Selbstzerstörung unter den Bedingungen der Individualisierung und Flexibilisierung äußert, zeigen die biographischen Ausschnitte von zwei Frauen, die viel arbeiten und wenig verdienen.

- Frau G. ist alleinerziehend und arbeitet als Verkäuferin. Obwohl sie die Wohnung kaum bezahlen kann, findet sie es richtig, daß die Mietpreise steigen. Denn: „Wenn es der Wirtschaft nicht gut geht, geht es uns noch schlechter“. Die älteren beiden Töchter machen ihre Ausbildung ohne Stipendium. „Wenn der Staat in den roten Zahlen steckt, kann man nicht auch noch die hohle Hand hinhalten,“ sagt Frau G. Sie streckt sich nach der Decke, will dem Staat und der Wirtschaft helfen. Stipendien für ihre beiden Töchter könnten dazu beitragen, ihre häufigen Kopfschmerzen zu lindern. Aber sie hält sich nicht dafür, „um Unterstützung zu bitten“.

- Frau F. lebt mit ihren beiden Kindern zusammen. Ihr Mann ist kürzlich ausgezogen. Jetzt will sie wieder als Arztgehilfin arbeiten. Sie ist bereit, in einer Praxis drei Schnupperwochen ohne Entgelt zu absolvieren. Auf den Einwand, sich ausnutzen zu lassen, sagt sie: „Wer einen Job hat, kann gut reden. Ich suche einen.“ Mit ihrer großen Anpassungsbereitschaft hat Frau F. eine Anstellung erhalten. Sie hat dafür einen hohen Preis bezahlt und auf drei Wochen Lohn verzichtet. Die gespannte Arbeitsmarktsituation veranlaßte sie, „dieses Opfer auf sich zu nehmen“, wobei ihr „diese Haltung auch schon ein wenig in die Wiege gelegt wurde“.

Beide Frauen sind alleinerziehend und arbeiten in Niedriglohnkategorien. Der Streß, den sie auf sich nehmen (müssen), hat auch damit zu tun, daß das System der sozialen Sicherung mit dem Wandel der Lebensformen nicht Schritt hält und die Wirtschaft „typische Frauenberufe“ schlecht entlohnt.

#### 5. Flexibel und mobil

In den USA müssen Erwerbstätige mit zweijährigem Studium bereits damit rechnen, in vierzig Jahren elfmal die Stelle und den Wohnort zu wechseln. Einzelne Umbrüche sind von mehrmonatiger Erwerbslosigkeit begleitet. Die „flexible Persönlichkeit“ (Sennett 1998) muß Kontinuität verabschieden, Fragmentierung akzeptieren und Risiken stets als Chance betrachten; obwohl die meisten Stellenwechsel mit einem Abstieg verbunden sind. Die Familien sollen Härten abfedern, mobiler und stabiler werden. Das geht nicht. Menschen, die so behandelt werden, als wären sie beliebig zu ersetzen, verhalten sich selber weniger verlässlich. Das beeinträchtigt das Gemeinschaftsgefühl und die Arbeitsmotivation. Wer setzt sich schon gerne für eine Firma ein, die vielleicht bald verkauft wird? Rückzug ist eine häufige Reaktion auf das Gefühl, nicht wirklich gebraucht zu werden. Sie ist die Kehrseite der Flucht nach vorn. Die Flexibilisierung strapaziert die Dehnfestigkeit individueller Biographien bis zum äußersten. Es ist schwierig, langfristige Ziele im Rahmen einer ganz auf das Kurzfristige ausgerichteten Ökonomie zu verfolgen und Loyalitäten in Institutionen aufrechtzuerhalten, die permanent umstrukturiert werden.

Die Individualisierung schwächt die familiären und sozialen Bande. Sie trägt aber auch dazu bei, enge Kontrollen zu lockern. Damit ist allerdings die Gefahr verbunden, in eine Beliebigkeit abzudriften, die sich um Mitmenschen nicht schert. Die freiwillige Solidarität ist gewiß zu fördern. Wenn es aber um die Existenzsicherung geht, ist gesellschaftliche Verbindlichkeit notwendig. Eine gute soziale Infrastruktur soll die Individuen darin unterstützen, eigene Verantwortung wahrzunehmen. Aber bitte nicht nach der trügerischen Formel: Wo Wille vorhanden, ist immer ein Weg. Die Ideologie des Individualismus überfordert vor allem sozial Benachteiligte. Diese lasten sich Schwierigkeiten an, die gesellschaftlich bedingt sind. Sie nehmen – selbstdestruktiv – viel Druck auf sich. Menschen, über denen das Damoklesschwert der Erwerbslosigkeit schwebt, passen sich an. Sie klammern sich an ihre Arbeit. Wenn ein finanzieller Abstieg droht, wollen sie weder Stellenprozente teilen, noch einen Aufbruch zu neuen Ufern wagen. Sie erleben die erhöhte Mobilität als Zwang. „Die postnationale Konstellation“

(Habermas 1998) wird zur Bedrohung. Sie weicht Grenzen auf, baut Leitplanken ab. Das könnte Horizonte erweitern; nicht aber, wenn die sozialstaatlichen Sicherungen schwinden und die Politik kaum mehr in der Lage ist, ein Korrektiv zur wirtschaftlichen Macht zu sein.

## 6. Selbstwert

Wer hat nicht Mühe damit, sich gut und wertvoll zu fühlen? Überforderung erhöht die Labilität des Selbstwertgefühls. Die moralistische Tradition unserer Gesellschaft manipuliert mit Schuldgefühlen. Der Normenkodex, an dem das heranwachsende Kind sein Verhalten mißt, übersteigt seine realen Möglichkeiten. Das Leistungsprinzip ist oft ein Moralprinzip der Triebunterdrückung. (Richter 1975) Autoritätspersonen halten die Angst des Ungenügens wach. Egalitäre Prozesse werden als bedrohlich erlebt. Andere scheinen nur darauf zu lauern, einen zu verurteilen. Die Angst verkörpert auch den latenten Selbsthaß, den alle mit sich herumtragen. Die ewigen Befürchtungen blockieren das Bedürfnis nach spontanem Kontakt. Die Angst vor Ablehnung zwingt zu Anpassungsleistungen. Erwartungen werden erfüllt, um Fassaden zu erhalten.

„Ach bleibt so klug, wenn Ihr erwachsen seid“, ermuntert Erich Kästner (1952) die Kinder. Er rät ihnen: „Laßt Euch Eure Jugend nicht austreiben.“ Bloß: Wer diesen Rat beherzigt, lebt gefährlich. Er oder sie läuft Gefahr, belächelt und nicht ernst genommen zu werden. Kästner weiß: Das Milieu, in dem ein Kind aufwächst, kann das Kind lähmen oder beschwingen. Kinder zeigen ihr Verlangen. Sie strecken die Arme aus, werden aber oft zurückgewiesen und beschimpft, aufdringlich zu sein. Sie lernen, ihre Lebendigkeit einzuschränken und machen die Erfahrung, daß vielen Menschen gerade das Menschliche zuviel ist. Ein vermeintlicher Ausweg ist, sich kompensatorisch auf Sachen zu konzentrieren. Sie scheinen verlässlicher zu sein. Der Verzicht auf Expression führt zur Selbstdestruktion. Der Rückzug und das Festhalten machen inaktiv. Wer seine Arme nicht benutzt, geht leer aus.

In ihrem Bemühen, es den andern recht zu machen, erleiden viele Kinder großen Schaden. Der Gehorsam zerstört die Gemeinschaft. Gefühle trocknen aus, erstarren als Schuldgefühle. Menschen, die sich blind ins Kollektiv einordnen, machen sich selber zum Material. Sie löschen sich aus. Dazu paßt die Bereitschaft, andere ebenfalls als Material zu behandeln. Der manipulative Charakter zeichnet sich durch Organisationswut und Unfähigkeit aus, sinnlich menschliche Erfahrung zu machen. (Richter 1975) Emotionslosigkeit führt zu überwertigem Realismus. Wahnhaftes Realpolitik kann sich die Welt nur so vorstellen, wie sie ist. Es geht darum, Dinge zu tun. So verkommt die ursprünglich unterdrückte Aktivität zum Aktivismus; gestützt durch den Kult der Effizienz, der dazu führt, die elementaren Grundlagen zu zerstören, die Luft, das Wasser, die Landschaft. Subversiv ist demgegenüber die Leistung aus Lust, statt aus Pflichterfüllung und depressiver Flucht nach vorn, die ebenso selbstdestruktiv ist wie der beschriebene Rückzug.

## 7. Selbstdefinition

In seiner Lebensführung sich selbst realisieren, das ist das Höchste, was ein Mensch erreichen kann. (Henrik Ibsen) Persönlich hilft mir der Blick in die Sterne, Distanz zu fremdbestimmten Zielen zu gewinnen. Ich bin dann weniger nervös, wenn ich beim Fotokopieren eine Minute lang warten muß. Die Welt geht ja nicht unter, wenn sich dies oder jenes nicht auch noch erledigen läßt. Dieser Gedanke wirkt entlastend, hält aber nicht an. Der Alltag holt mich meistens wieder ein. Also frage ich mehr hypothetisch: Was verliere ich, wenn ich nicht gewinne? Ich verliere ein Stück jener Fassade, die mich zu trügerischer Selbstsicherheit verleitet. Ich verliere etwas von dem Konkurrenzzwang, der selbstquälerische Mißgunst mit sich bringt. Ich verliere Sozialprestige, Anerkennung, Privilegien, Geld, Einfluß, Macht. Und was gewinne ich? Ein wenig Bescheidenheit, die von anmaßender Omnipotenz entlastet; Autonomie, die sozial eingebunden ist; Selbstdefinition, die fremde Erwartungen kritisch prüft. Ich gewinne Gelassenheit, Solidarität und Rückhalt durch Menschen, die sich wirklich verbunden fühlen. Ich gewinne eine Identität, die Ambivalenz und Widersprüche zuläßt.



Der Wunschkatalog ließe sich leicht ergänzen. Aber was tun, damit sich die guten Vorsätze verwirklichen lassen? Wir können versuchen, die Langsamkeit zu entdecken und mit unseren Partner/innen die Haus-, Betreuungs- und Erwerbsarbeit zu teilen. Damit diese persönlichen Anstrengungen zum Tragen kommen, sind die Arbeitszeit zu kürzen, die unteren Löhne anzuheben, die Grundsicherung auszuweiten und die Betreuungsarbeiten in die Sozialversicherungen aufzunehmen. Der Kanon ist bekannt. Jugendliche könnten ferner nach ihrer ersten Ausbildung ein soziales Praktikum machen und die erworbenen Fähigkeiten zeitlebens anwenden. Wer mit Kindern spielt, alte Menschen pflegt, Fenster selber putzt und die Realitäten von Benachteiligten sinnlich wahrnimmt, läßt sich weniger von einer gewinnträchtigen Konsumkultur leiten, welche die Welt als Spielcasino betrachtet und die Menschen nach ihrer Kaufkraft beurteilt. Soziale Kompetenz läßt sich aber auch von der Familie in die Geschäftswelt einbringen. Haushalte sind kleine Unternehmen. Sie fördern die Fähigkeit, tragende Beziehungen aufzubauen und mit knappen Gütern sorgsam umzugehen.

Die Autonomiedebatten der sechziger Jahre haben sich stark am Individuum orientiert. Sachliche Distanziertheit sollte die „Kuhstallwärme der Gemeinschaft“ (Theodor Geiger) ablösen. Mittlerweile ist es aber allzu „cool“ und anonym geworden. Da und dort nimmt deshalb die Bereitschaft zu, verbindlichere soziale Beziehungen einzugehen. Solidarische Netze versuchen sich dem „Zeitalter des Nazißmus“ zu entziehen. Sie halten die Selbstbestimmung hoch, lehnen aber die Fiktion eines ungebundenen Selbst ab. Genossenschaftliche Ansätze erleben eine Renaissance. Sie streben eine Stärkung der zivilen Gesellschaft an. Ob sie sich durchsetzen, hängt auch davon ab, wie wir uns verhalten, privat und öffentlich. Die Selbstfürsorge und gesellschaftliche Emanzipation bedingen sich gegenseitig.

## Literatur

- Bastian T (1996) Zivilcourage – von der Banalität des Guten. Rotbuch Hamburg  
 Habermas J (1998) Die postnationale Konstellation. Suhrkamp Frankfurt a.M.  
 Kästner E (1952) Die kleine Freiheit. Atrium Zürich  
 Mäder U (1999) Solidarische Gesellschaft. Rotpunktverlag Zürich  
 Richter HE (1975) Lernziel Solidarität. Ex Libris Zürich  
 Schmidbauer W (1985) Die Angst vor Nähe. Rowohlt Reinbek b. Hamburg  
 Sennett R (1998) Der flexible Mensch. Berlin Verlag Berlin